

# De Lattre de Tassigny

Autor(en): **Burckhardt, Carl J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **21 (1953-1954)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758751>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## DE LATTRE DE TASSIGNY

*Von Carl J. Burckhardt*

Die Fahrt, zu welcher General de Lattre mich im Jahre 1946 im Monat April eingeladen hatte, bildete den Abschluß einer kleinen diplomatischen Aktion, welche, Unstimmigkeiten und dem Temperament des Generals entsprechend, heftige Aeüßerungen in einem freundnachbarlichen Bankett in Genf und den bei solchen Anlässen üblichen Tischreden ausklingen ließ. Der General, welcher der Ansicht war, ich hätte zu diesem harmonischen Ausklingen beigetragen, hatte mich und unsern damaligen Militärattaché, Oberst Pierre de Muralt, über das Wochenende eingeladen. Er hatte gesagt: «Ich habe mir eine Ueberraschung für Sie ausgedacht», und er hatte mich, ohne von einem Reiseziel zu reden, für den auf das Bankett folgenden nächsten Morgen auf den Flugplatz in Cointrin bestellt. Am nächsten Morgen regnete und stürmte es. Als ich auf dem Flugplatz eintraf, stand der General bereits vor der kleinen Maschine, mit welcher er am Vortage eingetroffen war, einem Bomber, den man nur durch das für den Abwurf bestimmte Loch besteigen konnte. Durch diese Oeffnung sprang er behende wie eine Katze in die enge Kabine, während ich die größte Mühe hatte, mich durch die schmale Oeffnung hindurchzuzwängen, und mir bei dieser Gelegenheit den Aermel meiner Jacke zerriß, was ich glücklicherweise erst am Abend des nun beginnenden Tages feststellte. Der Start war kurz, und schon lagen wir in den Böen, wurden an den Felswänden der Savoyer Alpen vorbeigerissen, stürzten jäh und hoben uns heftig; der General, Zigaretten rauchend, als befände er sich im Korbstuhl einer besonnten Veranda, erläuterte die Gegend, die nur hin und wieder unter den schwarzen Wolken und brauenden Nebeln sichtbar wurde; an seine geographischen Mitteilungen knüpfte er historische Exkurse und strategische Bemerkungen.

De Lattre gehörte zu den Menschen, die sich immer vollkommen in der Hand haben, vor allem auch in ihren anscheinend unberrschten Augenblicken. Er war aufbrausend, und viele Offiziere, die unter ihm gedient haben, behielten den Schrecken in den Gliedern, den jene bei ihm plötzlich ausbrechenden Gewitter

des Zornes in seiner Umgebung auszulösen pflegten. De Lattre stellte immer ganz genau dasjenige dar, was er sein wollte, er erschien als ein immer junger, verwegener, heiterer, glanzvoller Reiter und Frontoffizier, ein «fabelhafter Kerl und Tausend-sassa», der noch in den unangenehmsten Lagen, in die ein Mensch hineingeraten kann, Worte spricht, die in der Legende weiterleben werden, einer, bei dem alle Bewegungen immer nach vorwärts, über das Hindernis, durch das Hindernis hindurch streben, ein Mann, der sich bis zuletzt lausbubenhafte Züge aus der Leutnantszeit bewahrt, einer, der immer und um jeden Preis gefällt. Er verkörperte ganz bestimmte französische Eigenschaften mit einer von den liebenswürdigen Erläuterungen bis zum schärfsten Anpuff gehenden blanken Präzision der Sprache vor dem Hintergrund von gewinnenden, oft auch herausfordernden Manieren, gesättigt von einer ganz bestimmten literarisch-historischen Kultur, die für den französischen Berufsoffizier der älteren Schule eine Selbstverständlichkeit ist.

De Lattre entstammte dem kleinen Landadel der Vendée. Seine Heimat hatte der Französischen Revolution den größten Widerstand entgegengesetzt. Seine Klasse hat bis zum heutigen Tage, allen Revolutionen zum Trotz, die vielhundertjährige Offiziers-tradition aus der Feudalzeit fortgesetzt, jenseits von aller Politik im Dienste jeden Regimes. Sein Heimatort Mouilleron-en-Parède, ein Dorf von einigen hundert Einwohnern, hat in den letzten Zeiten zwei große Söhne hervorgebracht: de Lattre und Clemen-ceau.

De Lattre war mittelgroß, immer, bis in die Zeit seiner schweren Krankheit, durchtrainiert, ungeheuer behende. Diese Behendigkeit kam in allen Bewegungen, die er machte, zum Ausdruck: beim Aufstehen, beim Niedersitzen, beim Ergreifen eines Gegenstandes, beim Aufheben oder Weglegen seines Käppis oder seines Stockes. Sein Gesicht war kein sinnendes, nach innen gewandtes, weil der Geist bei ihm vordergründig war, sprunghbereit. Dieses Gesicht mit den schmalen Lippen, dem langgezogenen Munde, der starken, gebogenen Nase, die etwas fleischig wirkte, und den schlauen, oft verschlagen-ironischen, plötzlich intensiv zärtlichen grünen Augen, schien durch alle Wetter gegangen zu sein. Es war das Gesicht des Mannes, der im August 1914 als Dragonerleutnant in einem Kavallerie-Patrouillengefecht von einem Lanzenstich verletzt, mit dem Säbel den deutschen Patrouillenoffizier und einen seiner Leute getötet hatte, der dann, um ganz vorne sein zu können, sich hatte zur Infanterie versetzen lassen, viermal schwer verwundet worden war und an der Spitze seines Batail-

lons acht Auszeichnungen erhalten hatte. Er blieb immer vorne, sein Leben lang. Nach dem Ersten Weltkrieg, in Marokko, als Chef des Stabes bei der Operation von Taza, wurde er wieder schwer verwundet. Seine Vorgesetzten und Kameraden wußten von ihm, daß er von der Truppe immer Aeußerstes verlangte, aber immer weniger als von sich selbst. Es war etwas Gefährliches an ihm. Man spürte, daß es jeden Augenblick zum Ausbruch kommen konnte. Man konnte sich auf keine seiner Regungen verlassen — mitten im Gespräch brach er ab und änderte die Perspektiven. Es ergab sich bisweilen in seiner Gegenwart und hervorgerufen durch seine Stimmung eine außerordentlich angenehme, entspannte Lage, in der er Heiterkeit ausstrahlte, plastisch und spannend erzählte, dem Gesprächspartner den Arm um die Schultern legte, einem jungen Soldaten, der etwas geleistet hatte, nach seiner Gewohnheit mit der kleinen, geballten Faust Püffe versetzte — dann aber wurde es ihm plötzlich zu dumm, irgendein auftauchender Gedanke, ein Gefühl bewirkte Kurzschuß, er verschloß sich, wurde abweisend, kalt, ja drohend. Das war sein Zauber, man konnte keine Gewohnheiten annehmen mit ihm und konnte sich keinen Augenblick auf eine seiner Stimmungen verlassen.

Nach den größten Anstrengungen und Gefahren mußte er genießen. Dies war seine Form des Ausruhens. Zum Genuß gehörte für ihn die Befriedigung seiner Prachtliebe. Er war vollkommen unpuritanisch. Aber in der Fähigkeit des Ertragens mißlicher und harter Umstände war er, scheint mir, ausdauernder als die Puritaner, er nahm das Unglück realer als jene und niemals im Spiegel der Selbstgerechtigkeit. War man in seiner Nähe, so spürte man die elektrische Spannung seiner Energie und beständig etwas reizvoll Ungemütliches. Ueber dieser seiner ihm seit der frühesten Jugend treu gebliebenen Naturanlage hatte sich nun, dank der außergewöhnlichen Gescheitheit und Sauberkeit seines Denkens, eine von seinem Vorgesetzten, General Weygand, bewundernd anerkannte höhere Fähigkeit in Strategie und Taktik ausgebildet, der eine schöpferische Phantasie der Anpassung an neue, durch die Technik geschaffene militärische Umstände entsprach. Militärisch war er völlig unkonservativ, was die Methode, aber völlig konservativ, was den Geist betrifft. Politik verachtete er. Infolgedessen war er in politischen Belangen wendig, anpassungsfähig, nur darauf bedacht, durch alle politischen Umstellungen hindurch die Armee und den Geist der Armee zu retten. In der Politik glaubte er an das Gesetz der Relativität. (Deshalb teilte er gegen Kriegsende die Auffassungen des Präsidenten Benesch.) Aber wie

gesagt, er verachtete die Politik. Geglaubt hat er nur an das Soldatentum, bewundert hat er nur den ebenbürtigen Kameraden und den ebenbürtigen Gegner. Sein Glaube an das Absolute lag im Militärischen. Während jenes Fluges sagte er mir: «Es hat in unserer Zeit noch einige ganz große Leistungen gegeben, zum Beispiel die Deutschen in Stalingrad. Sie standen dort für einen unsinnigen Befehl, einen irrsinnigen Befehl. Aber was sie geleistet haben, ist vorbildlich.» Ja, er achtete den militärischen Gegner, den politischen Gegner achtete er nicht. Er liebte das Soldatentum bis zum Irrationalen. Die Kämpfe in Indochina zogen ihn an, weil sie auf die Dauer etwas Aussichtsloses an sich hatten.

Wir flogen damals mit einem Stundendurchschnitt von 600 Kilometern und landeten zu meiner größten Ueberraschung, ehe ich mich dessen versah, nach einem ganz kurzen Flug, in La Rochelle, der protestantischen Stadt am Atlantik. Dort stand eine Ehrenkompanie. De Lattre sprang aus dem Apparat, nahm bei strömendem Regen die Front ab und stieg mit mir in einen großen, schwarzen Wagen. Vor uns, durch eine Scheibe von uns getrennt, saß neben dem Fahrer ein schlanker Leutnant. In hohem Tempo verließen wir die Stadt. Vor uns und neben uns fuhren vier Motorfahrer. Der eine kam auf dem nassen Pflaster ins Schleudern und stürzte. De Lattre ließ anhalten, sprang hinaus, schaute sich den Mann an, stellte fest, daß ihm nichts Ernsthaftes fehle, und wir fuhren sofort weiter.

Als wir die Stadt verlassen hatten, auf der offenen Chaussee, drehte er die Scheibe hinunter und sagte zu dem Leutnant: «Sind in Saumur meine Befehle ausgeführt worden?» Der Leutnant wandte sich um und antwortete: «Nein, mein General.» De Lattre verfinsterte sich augenblicklich, und ich spürte, wie eine Entladung in ihm sich zusammenballte. «Was soll das heißen? Warum?» fragte er scharf. Der Leutnant antwortete: «Die Befehle waren nicht klar.» Nun geschah etwas Merkwürdiges im Gesicht des Generals. Sein ganzer Körper schien sich in rasender Schnelligkeit mit Zorn anzufüllen, und ebenso plötzlich entspannte er sich wieder. Ein fast versonnenes Lächeln trat in sein Gesicht. Er drehte die Scheibe wieder zu, stieß mich mit dem rechten Ellbogen in die Rippen und sagte leise zu mir: «Erkennen Sie den guten Kern? Das ist mein Sohn.» In der Tat war dieser Leutnant sein einziger Sohn, der mit 15 Jahren die Flucht seines Vaters während der Besetzung aus dem Gefängnis der Gestapo ermöglicht und selbständig durchgeführt hatte, der Sohn, der unter dem Kommando de Lattres bei der Verteidigung einer vorgeschobenen Stellung in Indochina mit 23 Jahren fallen sollte.

Jetzt fuhren wir in eine Ortschaft ein. Der Wagen verlangsamte seine Fahrt. Alle Einwohner standen auf der Straße, aus allen Fenstern hingen Fahnen, Blumengirlanden an den Häuserfronten, spannten sich über die Gassen; Kränze, Inschriften des Willkommens; viele papierene Schweizerfahnen über den Türen, in den Händen der Kinder; Blumen wurden geworfen, Hochrufe erschallten. Dann hielten wir vor einer großen, alten Wirtschaft, vor welcher ein Bischof und eine Menge von Prälaten und Priestern warteten. De Lattre lachte plötzlich laut auf, schlug mich kräftig aufs Knie und sagte: «So, das ist die Ueberraschung für Sie. Wissen Sie, wo wir sind? Wir sind in Luçon, im Bistum Ihres Kardinals Richelieu, dem schmutzigsten Bistum von ganz Frankreich, wie der Kardinal gesagt hat, und heute sind wir Gäste seines Nachfolgers.»

Es formte sich ein Zug, eine Prozession. Zu Fuß zogen wir durch die Stadt, alle Bewohner schlossen sich an, und immer langsam schreitend im Prozessionstempo gelangten wir auf ein freies Feld, wo unter leichten Regenschauern eine Feldmesse abgehalten wurde. Nach dem Ende der Messe kehrten wir in die Wirtschaft zurück. Der General war munter und brillant. Die Rede, in der er am Ende des Banketts dem Bischof für seinen Empfang dankte, war nur eine Fortsetzung des mutwilligen, einfallreichen Zaubers, den er, mit dem Glase in der Hand, während wir tafelten, ausströmte und dabei die heitersten, schlagfertigsten Seiten eines der begabtesten und auch schwierigsten Völker der Erde in seiner Spannung zwischen Rabelais, Pascal und Voltaire, stets in kurzem, knappem, apostrophierendem, nach vorne drängendem Tone zum Ausdruck brachte. — Was war der weitere Inhalt der Ueberraschung?

Wieder zogen wir zu Fuß durch die Stadt, wieder kamen wir auf ein freies Feld, auf dem Feld war eine Tribüne errichtet. Dort nahmen wir Platz. Der Bischof, der General, Prälaten, Priester und Offiziere, Honoratioren und Publikum. Auf der Wiese vor uns begannen die Vorstellungen eines Turnfestes: Märsche, Uebungen, Wettspiele von jungen, von Priestern geschulten Turnern, immer im Regen. Etwas war mir aufgefallen: wo steckte der Bürgermeister, der Maire? Er hatte sich nicht blicken lassen. Während wir so auf unsern Holzbänken saßen und die Vorführungen der in ihren nassen Trikots ihr Bestes tuenden Turner betrachteten, kamen, ununterbrochen blutjunge Leute, wie mir schien zum Teil noch halbe Kinder, zum General, lauter Soldaten der Ersten Armee. Jedem drückte er die Hand, manchem tätschelte er die Wange, für jeden hatte er ein persönliches Wort, viele erkannte

er und nannte sie beim Taufnamen; aber mir war, er entlade sich langsam, er werde düster und seine Stimme wechsele wieder. Der Gesichtsausdruck wurde mürrisch. Plötzlich sagte er mir: «Es ist zu dumm, wir sind da in eine Vorführung der äußersten Rechten hineingelangt», und dann: «die Politik ist ein Unsinn, immer dasselbe Gefasel von eintönigen Gruppen, die aneinander vorbeireden, nichts als Ideenträgheit und Eitelkeit. In der Weltpolitik ist es nicht anders. Lauter sinnlose Positionen, Schlagworte und Doktrinen, alles überaltert, alles verbraucht — im Grunde wollen ja alle dasselbe. Es gibt ja gar keine wirklichen Gegensätze. Die Russen sind Materialisten und die Amerikaner auch, und in 200 Jahren wird kein Mensch verstehen, was sie gegeneinander in Harnisch gebracht hat» — und dann, nach einer Pause: «Haben Sie bemerkt, daß der Bürgermeister nicht hier ist? Er mag die Priester nicht — wie wenn es noch um Derartiges ginge. Er hat dem Bischof auf seine Einladung nicht geantwortet.» Nun ballte er die Faust: «So etwas ist mir unerträglich wie die Dummheit überhaupt.» Dann überlegte er einen Augenblick mit gefurchter Stirne und winkte dann mit gekrümmtem Zeigefinger seinem Adjutanten. «Gehen Sie zum Bürgermeister», sagte er ihm leise zischend und scharf, «und teilen Sie ihm mit, daß wir ihn besuchen werden und daß der Bischof beim Empfang in der Mairie dabei sein wird.» Mit besorgter Miene begab sich der Adjutant auf seinen Weg. Nun schien der General mit dem Schlaf zu kämpfen. Er gähnte, entspannte sich völlig, schloß die Augen. Der Bischof betrachtete ihn einige Male etwas besorgt von der Seite, er hatte nicht gehört, worum es ging, alles war so rasch und unauffällig erledigt worden. Nach zwanzig Minuten kam der Adjutant zurück und meldete: «Alles ist in Ordnung.» Nun war de Lattre wieder völlig wach. Wiederum bekam ich einen Puff des rechten Ellbogens, und er sagte mir: «Jetzt kommt der schwierigere Teil, jetzt muß ich den Bischof bestimmen, über seine Hemmungen hinwegzukommen.» Der General wandte sich nach links: «Exzellenz», sagte er, «wir gehen jetzt weg von hier und besuchen zusammen den Bürgermeister. Er erwartet Sie.» Erstaunt blickte der Bischof auf. Sein schönes, willensstarkes baskisches Gesicht nahm einen ernsten, entschlossenen Ausdruck an. «Das ist unmöglich, mein General», sagte er, «das kann ich nicht. Dreimal habe ich den Bürgermeister eingeladen, das erste Mal in meinem eigenen Namen, dann, indem ich ihm mitteilte, daß Sie uns mit Ihrer Gegenwart beehren werden und dann, als ich ihm sagte, daß ein Vertreter eines fremden Landes als Ihr Gast die Stadt Luçon mit seinem Besuche beehren werde. Dreimal hat er mich keiner Ant-

wort gewürdigt. Sie müssen mich verstehen, ich kann nicht.» Der General schaute vor sich hin auf das Geländer, das die Tribüne abschloß. Niemand achtete auf einen wackern Turner, der eben am Reck den Hochstand in Angriff nahm. Nach einer kurzen Ueberlegung sagte de Lattre zum Bischof ganz leise: «Exzellenz, was machen Sie in diesem Falle aus der christlichen Demut?» Jetzt glitt ein blasses Lächeln über die Züge des Prälaten, und er antwortete: «Gut, mein General, Sie haben das rechte Wort gefunden, ich werde Sie begleiten.»

So zogen wir denn weg und begaben uns wiederum zu Fuß in die Mairie. Der Bürgermeister, ein älterer Mann, empfing uns, führte uns eine Treppe hinauf in seinen Empfangsraum und hielt seine Rede, in welcher er sämtliche Siege des Generals, einen nach dem andern, aufzählte und ihn als Kriegshelden verherrlichte. Dann antwortete de Lattre. Er faßte den Bürgermeister scharf ins Auge und sagte ihm: «Sie haben in Ihrer Ansprache eine Menge von Ortsnamen aufgezählt, die Sie mit Siegen in Zusammenhang brachten, die ich erfochten haben soll. Lassen wir das. Wenn ich auf etwas stolz bin, was ich glaube geleistet zu haben, so ist es folgendes, Herr Bürgermeister», und er machte einen Schritt nach vorn und faßte den Verwaltungsbeamten der Vierten Republik mit seinem Blick wie mit Klauen, «so ist es dies», fuhr er fort, «ich habe in der Ersten Armee einen Geist der Einheit geschaffen», wieder machte er einen Schritt, «ich habe, Herr Bürgermeister, in der Ersten Armee ein für allemal aufgeräumt mit diesen politischen Vorurteilen, die unser nationales Leben vergiftet haben, die uns schwächten und aushöhlten, diese, Herr Bürgermeister, veralteten, abgestandenen, dem Zustande der Fäulnis verfallenen politischen Vorurteile», und, die Stimme hebend, die metallisch wurde, «diese unsinnigen, diese verbrecherischen Vorurteile.»

Der Bürgermeister retirierte langsam, Schritt für Schritt, und kam schließlich neben seinen Mitbewohner der kleinen Stadt Luçon, den Bischof und Nachfolger des Kardinals Richelieu, zu stehen; er schaute erschreckt zu ihm auf, murmelte etwas, worauf der Bischof leise, sich wohlwollend zu ihm hinneigend, antwortete. «Ich möchte ausdrücklich wünschen», fuhr der General fort, «daß, nach allem, was wir erlebt haben, dieser sinnlose Meinungsstreit endlich aufhört», und dann, plötzlich ein anderes Register einschaltend, liebenswürdig, strahlend, dankte er dem Bürgermeister für seine erfolgreiche Verwaltungstätigkeit, den Empfang der ihm seit seiner Kindheit wohlvertrauten, durch ihre große Vergangenheit ehrwürdigen Stadt Luçon. Dann brach er ab, verabschiedete sich knapp von allen Anwesenden, schüttelte mir lange, mit bei-



den Händen, die Rechte und sagte: «Jetzt begeben Sie sich mit meinem Sohn in mein Heimatdorf, zu meinem beinahe hundertjährigen Vater, dem der Präsident gestern einen hohen Orden der Ehrenlegion verliehen hat. Ich verlasse Sie, und Sie sind von heute bis morgen früh der Gast dieses Kirchenfürsten.» Und so schritt er die Treppe hinunter zwischen präsentierenden Infanteristen, gefolgt von allen Honoratioren, setzte sich mit seinem Sohn in den Wagen und fuhr davon.

Am Abend, in dem von der großen Gegenwart des Kardinals und Ministers Ludwigs XIII. noch völlig erfüllten Palast, führten wir mit dem Bischof und den ihn umgebenden geistlichen Herren gedämpft, leise und heiter historische Gespräche, in denen ich unendliche Einzelheiten über die Geschichte des Bistums erfuhr, die in keinen Büchern stehen. Wir schritten später durch die Räume des Kardinals, betrachteten die Andenken an seine in so jungen Jahren in Luçon ausgeübte geistliche Herrschaft, betrachteten die Gegenstände, auf denen seine schmale, kluge Hand geruht hatte, erkannten seine Schriftzüge, die so erstaunlich modernen Schriftzüge, in Briefen und aufbewahrten Akten. Dann führte mich der Bischof noch durch den stillen Kreuzgang und die schwach erleuchtete Kirche, in welcher Richelieu die Messe gelesen hatte, und beim Zurückgehen fragte ich: «Was hat der Bürgermeister zu der Rede des Generals gesagt?» Der Bischof lächelte fein und antwortete: «Er sagte nur: ‚Glauben Sie, daß ich Unannehmlichkeiten haben werde?‘» — «Und was antworteten Sie ihm?» beharrte ich. Das Lächeln des Prälaten wurde noch stiller, und er erteilte mir die Auskunft: «Ich werde für Sie beten, mein Sohn», sagte ich ihm.»